

Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 45

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

10. November

□ □ In der Dämmerstunde. □ □

Don Jakob Bofhart.

Er liegt am Fenster im scheidenden Abendrot,
Sie hält ihm die Hand, die er heiß und fiebernd ihr bot.
Sie reden vom Glück, das ihnen im Sand zerrann,
Und wie treue Liebe den Tod überwinden kann;

Sie sprechen von künftigen Tagen mit heiterem Mund
Und lächeln sich zu in der sinkenden Dämmerstund'.
Es ist ein Heldentum in der mühsamen List,
Sie wissen ja beide, daß es zum Scheiden ist.

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

31

„Nicht? O doch, Sorella. Doch, doch, er liebt sie. Er liebt sie, aber mit Schmerzen, mit Heimweh, mit Trauer, mit Scham. Aber er liebt sie, ich weiß es.“

„Vielleicht siehst du schärfer als ich. Er spricht nicht von ihr, wenn er zu uns kommt. Auch ist sein Aussehen besser, froher als vor einigen Wochen. Auch sein Gesang trug neuerdings wieder den Ausdruck von innerer Ruhe. Er muß sich gefast haben, sich vielleicht abgefunden haben.“

„Das wäre schön. Er ist kein Mensch, der bei innerer Zerrissenheit gedeihen kann, es muß alles zusammenklingen in ihm und um ihn. Wenn er die Kraft fände, sich von der Frau zu lösen, die ihm nur noch ein Dorn im Fleisch ist, so würde er sein Leben in Harmonie verbringen können.“

„Hate, verirrte dich nicht. Laß dich nicht von Wünschen treiben, die sich nie erfüllen werden.“ Wieder sprang Hate auf.

„Wünsche! O nein, Sorella. Ich habe keine Wünsche. Ich will, daß Martin Born glücklich sei. Sonst nichts. Ich kann es nicht sein ohne ihn und darf es nicht sein mit ihm, darum will ich fortgehen. Das habe ich dir heute sagen wollen, Sorella.“ Sorella nahm Hates beide Hände in die ihren.

„Hate, tue das nicht. Bleibe da. Was willst du in der Welt? Bleibe bei mir, ziehe zu mir, wenn du willst. Sei Cesare und mir ein Kind, sei unsere Jugend und unsere Zukunft. Wir haben keine sonst. Bleib. Du bist stark genug, deine Liebe zu bezwingen, ich weiß es. Warum willst du dich eines Herzens berauben, das dich lieb hat?“

„Ich soll ganz bei dir bleiben dürfen? Bei dir leben? Dir sagen dürfen, was mich bewegt und was ich denke? Und wirst du mich nicht mißverstehen, wenn ich von Martin

Born rede, Sorella? Du darfst nicht einmal denken, ich verberge dir etwas. Nicht einmal darfst du glauben, ich warte auf seine Liebe oder ich wünsche sie mir auch nur. Ich wünsche nichts. Vielleicht, wenn ich dich neben mir habe, wird mir alles leichter, weil ich reden darf von dem, was mein Herz erfüllt. Ich bleibe gerne bei dir, Liebe, Liebe.“ Sie küßte die Hand, die sie streichelte, und hielt sie zwischen den ihren. „Meine Mutter hat mir erzählt, daß ich schon als kleines Kind zu ihr gesagt habe: Ich muß reden. Und dann hätte ich ihr irgend etwas eingestanden, was mich beunruhigt oder bewegt hätte. Darf ich das bei dir auch?“

„Liebe, kleine Hate. Natürlich darfst du. Und heute abend, wenn Cesare da ist, besprechen wir alles Praktische und in den allernächsten Tagen siedelst du zu mir über. Es wird schön sein, eine Tochter zu haben neben uns beiden.“

Die Dämmerung war gekommen. Zarte Nebel fielen und stiegen über dem See. Schon schimmerten die ersten Lichter gedämpft durch die grauen Schleier und in dem kleinen grünen Zimmer begann es dunkel zu werden.

Die beiden Frauen fürchteten die Schatten nicht, sie hielten sich bei den Händen und freuten sich des Geschenkes ihrer Zuneigung. Hate, die Fremde, fühlte sich geborgen neben der zartfühlenden und klugen Frau und Sorella durfte ihr gütiges Herz sorglos dem jungen Menschenkind neben ihr anvertrauen, es würde nicht verletzt werden. Als Sorella fragte, ob nicht doch Licht gemacht werden sollte, meldete der Diener Martin.

Hates Hand zuckte nicht in der Sorellas, noch erröte er oder erblakte sie. Sie freute sich, ihn zu sehen. Als er

eintrat, vermochte er nicht zu unterscheiden, wer da saß auf dem steiflehnigen Sofa.

„Ich bin es,“ sagte jemand.

„Sorella,“ rief Martin.

„Und ich.“

„Hate van Andel.“

„So gut kennen Sie unsere Stimmen?“ fragte Martins alte Freundin.

„Stimmen sind ein so lebendiger Teil eines Menschen,“ sagte er. „Sie vor allem machen ihn uns sympathisch oder nicht. Wenn Sie reden, Hate, denke ich immer an eine Birke.“

„Weil ich stets weiße Kleider trage,“ lachte sie.

„Nein. Als ich im Sommer Birken sah im Wald, dachte ich an Ihre Stimme.“

„Das freut mich,“ sagte Hate.

„Und meine Stimme? An was erinnert Sie die?“ fragte Sorella.

„An die Glocke, bei deren Geläut ich zum Himmel eingehen möchte,“ sagte Martin. „An die Glocke der Barmherzigkeit, der Milde und der Verzeihung.“

„Martin, ich glaube, Sie sind unter die Schmeichler gegangen,“ sagte sie und im Dunkeln floß eine sanfte Röte über ihr liebes, feines Gesicht.

„Nun wäre ich aber dankbar, wenn jemand auch von meiner Stimme etwas Liebes sagen wollte,“ scherzte Martin. „Nicht von der Theaterstimme, deren Lob ich in den Zeitungen lese, von meiner Stimme als Mensch.“

„Wenn Sie reden,“ sagte Hate, „könnte ich an die Flügel eines Vogels denken, der seine Jungen beschützt. Es kommt wohl daher, weil ich Sie kenne.“

„Ich danke Ihnen, Hate, für den Hauptsatz wie für den Nachsatz und freue mich darüber.“

„Und ich denke bei Ihrer Stimme, daß ich gerne einen Sohn gehabt hätte,“ sagte Sorella, und man hörte es, daß da ein Herzenswunsch begraben worden. Aber jetzt machen Sie Licht, Martin.“ Er tat es, und was er sah, überraschte ihn. In ihrem weichen, grauen Seidenkleid lag Sorella in der Sofaede und hielt Hate in ihren Armen, die schmal und weiß dalag wie hingeweht, einen glücklichen Ausdruck in den Augen, als Martin je an ihr gesehen.

„Worüber freuen Sie sich, Hate?“ fragte er.

„Darüber, daß ich ein Heim gewonnen habe. Ich darf bei Sorella leben,“ sagte sie. „Wissen Sie, was das für mich sagen will?“

„Ich kann es mir denken,“ sagte er und dachte an sein eigenes, zertrümmertes Daheim. Die Frauen schwiegen.

„Ich bin gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen,“ sagte Martin nach einer Weile. „Und da ich Sie hier finde, Fräulein van Andel, darf ich Sie bitten, die Mittwoch- und Samstagstunde ausfallen lassen zu wollen. Ich habe mein Gastspiel anzutreten.“

„Geht Frau Lis mit Ihnen?“ fragte Sorella unvorsichtigerweise und bereute ihre Worte, ehe sie sie ausgesprochen.

„Nein. Nein, sie geht nicht mit mir. Sie hat eine Menge Einladungen und eine . . . ach, warum soll ich auch hier lügen? Sie bleibt lieber da, Sie wissen es ja.“

„Ja, wir wissen es,“ sagte Sorella. „Sollen wir Sie begleiten?“ Martin sah sie fragend an.

„Sie scherzen?“

„Nein. Cesare wollte Ihnen heute dasselbe vorschlagen. Wir möchten dabei sein, wenn Sie das erste Mal in Dresden auftreten.“

„Das ist nun aber so lieb von Ihnen, daß ich Ihnen gar nicht genug danken kann. Tun Sie es aber auch gerne? Nicht nur um meinetwillen, auch um der Musik willen?“

„Um Ihre Willen und um der Musik willen,“ sagte sie.

„Darf ich auch mit?“ fragte Hate wie ein bettelndes Kind.

„Natürlich,“ sagte Sorella, „du gehörst ja jetzt zu uns.“

„Nun kann ich mich freuen, sagte Martin, und seine Augen hatten einen ungewöhnlichen Glanz. „So viel Liebes hätte ich mir gar nicht zu wünschen getraut.“ Als er sich nach einer Stunde verabschiedete, ging er froh und wie getragen von Freude durch die Straßen . . .

Viel Mühe gab sich Lis nicht mehr, um Martin wenigstens sein Heim behaglich zu machen. Sie war so sehr daran gewöhnt, daß er für sie sorgte und ihr alle Wege ebnete, daß sie nun, da ihre Interessen und Freuden außer dem Hause lagen, es vergaß, daß sein Wohlfühlen von ihrer Sorglichkeit abhing. Sie war zu zerfahren, um lange über seine Wünsche nachzudenken, zu viel auswärts, um, wenn sie allein war, immer noch die liebevollen und schönheitsfreudigen Augen zu haben wie früher im Lehrershäuschen. Martin war ihr gleichgültig geworden. Er war für sie nicht viel mehr als ein Mann, der da herumging.

Und doch hatte sie alles das erreicht, was sie je geträumt. Sie wurde umschwärmt und bewundert, sie besaß Kleider, eine elegante Wohnung und Schmuck, sie erntete Ehren und sah sich getragen von Martins stets wachsender Beliebtheit. Weihnachten hatte ihr große Geschenke gebracht, die Silvestertage waren glänzend in ihrem eigenen Heim gefeiert worden und Martin hatte sich auf ihr Ersuchen bereit finden lassen, dem Fest vorzustehen. Aber als es vorbei war, vergaß Lis, den vielen Blumen, die bunt und duftend die Kelche füllten, Wasser zu geben, daß sie traurig die Köpfe hingen.

Wenige Tage, ehe Martin seine Gastreise anzutreten hatte, fragte er Lis, ob sie ihn zu begleiten wünsche. Sie sah ihn nachdenklich an, den Kopf auf die Schulter geneigt und die Stirne fragend gerunzelt.

„Ja, Martin, ich weiß nicht recht, ob es geht. Ich bin bei Mary eingeladen, ich sollte . . .“

„Liebe Lis, gib dir keine Mühe, Ausreden zu erfinden. Ich weiß es, daß du lieber nicht mit mir kommst, nur dachte ich, daß du vielleicht gerne Dresden sehen möchtest.“ Sie schüttelte den Kopf.

„Der Meister Bianchi, Sorella und Hate van Andel begleiten mich,“ sagte Martin.

„Hate?“ Lis bog sich ein wenig vor und sah Martin in die Augen. Dann lächelte sie, die Mundwinkel ironisch gesenkt.

„Hate? Die geht mit dir? Also Hate! Das hätte ich von ihr nicht gedacht.“ Martin glaubte, Lis falsch zu verstehen, denn es war unmöglich, daß er sie richtig verstand.

„Also das steckt hinter der Heiligen,“ sagte Lis. „Das! Und du hast mit mir Komödie gespielt und mich von dem Vorbild beschämen lassen . . .“

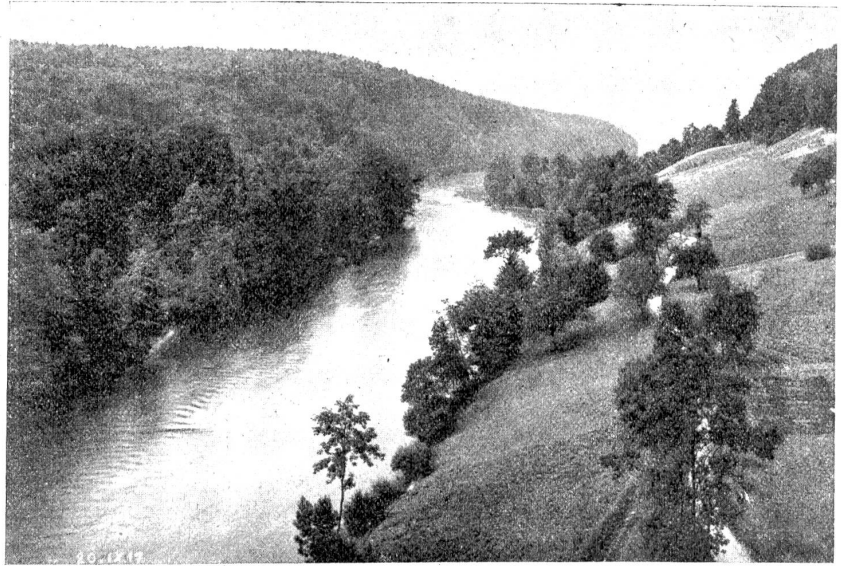
„Lis!“ rief Martin. „So bist du? So wagst du von Hate zu denken?“

„Ja, das wage ich. Es ist keiner besser als der andere, wie ich sehe.“ Martin durchfuhr ihre Worte wie ein Schwert. Er trat ans Fenster und lehrte Lis den Rücken. So gewöhnlich, so ganz gewöhnlich war sie? Wie jede Nähmamsell dachte sie? Wie jede Gevatterin, wie jeder Bierbürger. Diese Lis war sie doch früher nicht gewesen. Oder hatte er ein Idol aus ihr gemacht, war sie gar nicht, wie er sie gesehen und geliebt? War die Welt überhaupt nicht so, wie seine Augen sie sahen? Hatte die Welt, hatte Lis recht? Und er unrecht? Aber da war Sorella, da war Hate, da war Sepp, da war auch Vater Stefan. Und sie alle gaben ihm recht. Waren Ideale wirklich nur dazu da, um ihnen nachzujagen, nicht um sie zu erreichen? Traurig wäre das, sehr traurig.

Martin kümmerte sich gar nicht mehr um Lis, die halb befriedigt, halb zornig in ihr Zimmer gegangen war. Er hörte immer noch den Ton, mit dem sie die herabwürdigenden Worte über Hate ihm hingeworfen. Lis' schönes Gesicht, ihre feinen zarten Hände logen? Ihre Stimme log? Lis' liebevolle Worte waren Lügen gewesen? Vielleicht nicht. Sie strahlte in vielen Farben wie Kristall, wie Perlmutter glänzte sie bald hell, bald dunkel, wie der Himmel in hellem Blau und tiefem Grau lachen mag, so war sie. Und alles gehörte zu ihr. Aber, wenn auch sie alle, der Himmel, die Kristalle und das Perlmutter in allen Farben zu spielen vermögen, gemein werden sie nie. Und Lis hatte sich zu dem Gemeinen herabgelassen.

Martin dachte an die Welt, die Lis umgab. An die Gespräche auf der Bühne, hinter den Kulissen, an die Scherze und Wiße, die man sich, die Champagnergläser in der Hand, zuflüstert. Die Geschichten fielen ihm ein, die man sich in Frack und weißer Binde erzählt und die die Damen in Seide und Spitzen lachend anhören — es war Lis' Welt, und sie gehörte in diese Welt. Er nicht, und also war es umgekehrt, nicht er hatte recht, sondern Lis hatte recht. Sie hatte die Masse hinter sich, das entscheidet. Wie spöttisch hatte ihr Mund gelächelt, wie hatte die feine Nase sich gerümpft über Hate, wie hatten ihre Augen in Schadenfreude gefunkelt. Und sie mußte es wissen, daß Hate rein war, und weil sie es wußte und Hate doch verdächtigte, darum liefen ihre Füße auf den Pfaden der Gewöhnlichkeit.

Eine große Traurigkeit überfiel ihn. Wie sollte Lis je zu ihm zurückkehren können, oder wollen? Und wenn sie kam, würden sie sich noch verstehen? O Lis von früher, wo bist du? Lis, kann es sein, daß ich so von dir denke? Bist du es, Lis, die ich nicht mehr lieben will, der ich nicht mehr vertrauen kann? Dir, meiner süßen, schönen, geliebten Lis? Die Sehnsucht nach ihr packte ihn mitten in der



Die Hare von der Balenbrücke aus. (Zum Artikel: Das „Mühleberg-Werk“ und der große Hare-Stausee.)

Empörung über sie und wurde plötzlich so wild, wurde so groß und übermächtig, daß er nicht mehr darnach fragte, wie sie war, noch wie sie dachte, noch wie sie fühlte, und nur hätte ihren Kopf zwischen seine Hände nehmen und ihn an sich drücken mögen und ihren Mund küssen, wie er ihn früher geküßt hatte. Aber mit verkränkten Händen blieb er am Fenster stehen. In Lis' Zimmer regte sich nichts. Die Wanduhr tickte. Und draußen heulte der Wind.

Martins Gastspiel in Dresden verlief glänzend, wie niemand es anders erwartet hatte. Cesare Bianchi weit mehr als Martin selber war davon beglückt, ja, er nannte diese Tage selige Erlebnisse. Oft saß er ganz still am Fenster und sah in den klarblauen Winterhimmel hinaus, der sich über der großen, kunstfreundlichen Stadt spannte. Sorella fand, daß ihr Bruder merkwürdig ruhig sei, sie behauptete, daß er unmöglich gesund sein könne und ängstigte sich um ihn. Immer weniger gebrauchte er seine Kraftwörter, immer seltener fielen ihm Neuerungen ein, unbekannte Titel aus dem Tier- und Menschenreich, die er Martin und sehr oft sich selber an den Kopf warf. Das Kleeblatt, das ihn umgab, sehnte sich beinahe nach seinen Zornesausbrüchen, die ihnen den Meister zeigten, wie er in seiner Kraftzeit gewesen. Höchstens, wenn man ihm mit Rißen oder Decken kommen wollte, reichte es zu einer energischen Abwehr.

Hate war mit linden Händen um ihn und Sorella besorgt und beide dankten ihr jede Freundlichkeit mit neuer Liebe.

Martin gegenüber war Hate still. Kamen sie auf Kunst oder Literatur zu sprechen, so hatte sie, wie schon oft, irgend eine besondere Perle entdeckt, die sie ihm begeistert bot. Von einem schönen Bild redete sie mit einer Glut, die der Liebe gleichsah, und ein Vers, ja nur ein paar Zeilen konnten sie für Tage glücklich machen. Ihre Empfänglichkeit für das Schöne war so groß, daß Martin sich wunderte, daß sie nicht selbst dichtete, malte oder komponierte.

„Solche Leute gibt es genug,“ behauptete aber Cesare, „laßt uns froh sein, daß es auch feinsinnige Genießer gibt.“

An allen den drei Abenden war das Theater trotz sehr hohen Preisen ausverkauft. Die Begeisterung war so groß gewesen, daß sie sich zuerst in einem langen, ehrenden Schweigen geäußert hatte, das dann in einen nicht endwollenden Jubel überging. Nach der Aufführung der „Madame Butterfly“ waren Martin von der Intendantur Vorschläge gemacht worden, von denen die Herren zu erwarten das Recht hatten, daß Martin sie mit dankbarer Befriedigung entgegennehmen würde. Er dankte, bat sich aber Bedenkzeit aus, die ihm mit Kopfschütteln und merklicher Kühle gestattet wurde.

Nach der dritten Vorstellung begleitete eine gewaltige Menge Martin bis zu dem Gasthaus, in dem ihm zu Ehren ein Bankett gegeben werden sollte, das bis zum frühen Morgen dauerte.

Die Blumen und Kränze, die ihm am folgenden Morgen beim Einsteigen in den Eisenbahnwagen gereicht wurden, füllten den kleinen Raum und drohten die vier Reisenden mit ihrem Wohlgeruch zu vertreiben. An jeder Station reichte Hate den Frauen und Kindern, die etwa herumbstanden, von den Kränzen und Blumenkörben heraus, und sie wurden mit starrem Erstaunen und langdauernder Freude entgegengenommen. Der letzte Kranz flog in ein Bahnwärtergärtlein und blieb an einem Holunderstrauch hängen.

Die rote Schleife flatterte noch lange im Wind. Hate sah ihr nach, bis der Zug um eine Ecke bog.

Sorella wunderte sich, daß Martin so leichten Herzens seine Lorbeeren zum Fenster hinausfliegen ließ und Bianchi murmelte etwas von Vandalismus und Barbarentum in seinen Pelz. Hate aber lächelte.

Die Reise hatte Martin zerstreut und ausgeruht. Er hatte sich von Dresden so viel als möglich zeigen lassen und in der kurzen Zeit, die ihm die Proben und die Vorstellungen ließen, die Galerien besucht. Er hatte auch unter den Enthusiasten einen oder zwei gefunden, von denen er bedauerte, daß er sich ihrer nur so kurz freuen durfte. Die Anwesenheit seiner drei Freunde machte ihn glücklich und Hates Wesen entsprach wohlthuend seinem Bedürfnisse nach innerer Ruhe, daß sie auf ihn wie eine milde Sonne wirkte.

Er lebte auf und war beinahe der Martin von früher. Die Gedanken an Lis verschuchte er, so oft sie ihn heimsuchen wollten. Auch um sein Haus machten sie einen weiten Bogen, denn dort lauerten Schmerz und Beschämung auf ihn. An sein früheres Leben durfte er so wenig denken, daß er mit Gewalt sich wehrte, wenn die glänzenden Gefilde seiner Jugend und Liebe sich vor ihm ausbreiten wollten. So lebte er der Gegenwart, der Stunde, und genoß sie.

(Fortsetzung folgt.)

Das Elektrizitätswerk „Mühleberg“ und der große Aare-Stausee.

Die Abhängigkeit der Schweiz vom Auslande in bezug auf Rohstoffe und Kohle ist uns nie so erschreckend deutlich geworden wie in dieser Kriegszeit. Die Erkenntnis, daß diese Abhängigkeit unserer staatlichen Existenz in höchstem Grade gefährlich ist, daß speziell der Mangel an eigener Kohle eines Tages zur Katastrophe werden könnte nicht nur für unsere große Industrie sondern für unser Land überhaupt, ließ alte Pläne zur Ausnützung unserer großen Wasserkraftreserven bis vor ihre Verwirklichung herantreiben.

Einer dieser großen Pläne betrifft die Ausnützung des Gefälles und der Wassermenge der Aare zwischen Bern und der Saanemündung zur Gewinnung elektrischer Energie. Er ist durch die Direktion der „Bernischen Kraftwerke A.-G.“ schon so weit gefördert worden, daß das „Mühleberg-Werk“ — so lautet der offizielle Name der neuen Unternehmung — jetzt schon das

